

## Turmbau. Das Motiv

Eine der ältesten Geschichten der Menschheit handelt vom Bauen an einem gewaltigen Turm, dessen Spitze bis in den Himmel ragen sollte. Doch der allmächtige Gott erzürnte darüber und verhinderte das Werk. Mehr noch – er sorgte dafür, dass die Menschen einander nicht länger verstanden und sich in der Welt verstreuten.<sup>9</sup> Die gerechte Strafe für den Hochmut, sich Gott gleichstellen zu wollen? Oder der Ursprung einer wunderbaren Vielfalt an Menschen, Sprachen und Weltanschauungen? Unverändert ist das menschliche Miteinander voll von Missverständnissen. Seit jeher bestimmt die Frage, was die Menschen trennt und auf welchen Wegen sie zueinander finden, ihr Zusammenleben. Städte erfüllen dabei eine wichtige Aufgabe. Städte sind Anordnungen, in denen das Menschliche in all seinen Zusammenhängen organisiert wird. Keine Gesellschaftsform der Neuzeit, die auf die Zusammenführung von Menschen, Arbeit, Waren und Wissen hätte verzichten können.<sup>10</sup> Immer aufs Neue wird versucht, lebenswerte Zustände herzustellen und zu erhalten. Ein jeder gesellschaftlicher Zustand bildet zu seiner Zeit seine eigenen Formen von Stadt aus.<sup>11</sup> Im Durcheinander und den Brüchen der Städte wird das Wechselspiel von Chaos und Ordnung offenbar. Zeigt sich in der gesellschaftlichen und räumlichen Ausbildung von Widersprüchen der

9 Vgl. Die Bibel: 11f.

10 Vgl. Benevolo, L. (1983): 5f.

11 Vgl. Siebel, W. (2015): 15.

gesamte Gehalt des Menschlichen?<sup>12</sup> Wie müssen unsere Städte gebaut sein, damit offene Gesellschaften in ihnen zu Hause sein können? Wie lassen sich Räume gestalten, in denen die Menschen einander in Frieden fremd sein können – ohne es zu müssen? Zu vielfältig sind die Wirklichkeiten von Stadt und Gesellschaft, als dass sich allumfassend auf den Punkt bringen ließe, was sie sind. Doch muss dennoch zur Sprache gebracht werden, wie sie sein sollten – wie sonst wollte man sich über wünschenswerte Entwicklungen verständigen? Es geht um nicht weniger als die Frage, wie wir Menschen auf der Erde zusammen sind und sein wollen.

Von Stadt im Allgemeinen lässt sich zwar nicht vernünftig sprechen,<sup>13</sup> wohl aber kann das Städtische durchaus aufschlussreich von seinem Gegensatz, dem Dörflichen, unterschieden werden.<sup>14</sup> Kennen in der Übersichtlichkeit dörflicher Gemeinschaft alle einander – in ihrer öffentlichen Funktion als Berufstätige oder Amtsinhabende, wie auch als Privatpersonen – so bringt das Stadtleben eine Trennung dieser Rollen mit sich. Durch die Masse an Menschen wird es unmöglich, mit allen Beziehungen einzugehen und zu pflegen. Das Großstadtleben ist anonym als das Leben im Dorf. Diese Anonymität ermöglicht es weitgehend, selbst zu entscheiden,<sup>15</sup> welche Teile von sich man anderen zeigen möchte, und welche man lieber verborgen wissen will.<sup>16</sup>

12 Vgl. Werner Heisenberg über Niels Bohrs Begriff der Komplementarität. Heisenberg, W. (1996) [1969]: 98.

13 Vgl. Siebel, W. (2010): 3.

14 Vgl. Siebel, W. (2004): 25.

15 Eine Eigenschaft, die durch die massenhafte Preisgabe personenbezogener Daten zusehends bedroht wird.

16 Walter Siebel nennt die Stadt „ein System ‚unvollständiger Integration‘“, denn die „Sozialbeziehungen erfassen hier nicht die Person als ganze, sondern immer nur einen Ausschnitt.“ Siebel, W. (2015): 64.

Im Großen und Ganzen gewährt die Stadt die Freiheit,<sup>17</sup> sich selbst ins Leben zu rufen. In ihren öffentlichen Räumen – insofern diese wahrhaftig offen sind, also weitreichend frei von räumlichen und sozialen Barrieren – werden gesellschaftliche Unterschiede in allen Variationen sichtbar. Bisweilen gibt es so viel zu sehen, dass man den Überblick verlieren kann. Mit solch einer Unübersichtlichkeit muss man umgehen können. Die städtische Lebensweise drückt sich aus in einer Haltung zur Welt, die mit den Verunsicherungen menschlicher Vielfalt umzugehen gelernt hat. Sie ermöglicht eine Form des Zusammenlebens, in der sich nicht alle kennen, wo aber die Andersartigkeit der Anderen anerkannt wird. Eine große Errungenschaft ist es doch bereits, wenn in der Stadt bisweilen selbst unvereinbare Gegensätze nebeneinander existieren können, ohne dass die Menschen sich bekriegen.

Die Berührung durch das Unbekannte ängstigt viele Menschen.<sup>18</sup> Was manchem eine freudige Überraschung ist, mag andere überfordern, gar erschrecken oder ärgern. Nicht immer obliegt den Bürgerinnen und Bürgern die Entscheidung darüber, wie nahe ihnen die Stadt zu Leibe rückt. Manche Menschen zwingen es einem auf, über sie nachzudenken und zu ihrem Verhalten eine Haltung zu finden – Verständnis zu zeigen oder aber sich abzugrenzen. Werden die individuellen Grenzen übertreten, so wird das Leben in der großen Stadt zur Zumutung. Das Zusammenspiel von Nähe und Distanz bestimmt das Dasein der Menschen in der Welt, gleichwohl räumlich als auch zwischenmenschlich. Grenzen markieren das Hier und Dort, das Drinnen und Draußen und trennen das Eigene von dem der Anderen. Ohne Grenzen wäre keine Gemeinschaft möglich. Die wundervolle Vielfalt der Menschen lässt sich mitunter nur in der Gesellschaft von Fremden ertragen. Die Reserviertheit der Großstädterinnen und Großstädter<sup>19</sup> räumt den

- 17 In diesem Zusammenhang muss auch Jane Jacobs angeführt werden, die schreibt: „Privatleben ist wichtig in Großstädten. Es ist unentbehrlich [...]. Diese Freiheit ist eines der Attribute einer Großstadt, das den meisten Großstädtern besonders wertvoll ist [...]. Jacobs, J. (2015) [1963]: 49.
- 18 Elias Canetti formulierte dies in absoluter Form. Vgl. Canetti, E. (1995) [1960]: 14f.
- 19 Vgl. Simmel, G. (2006): 23.

Menschen in ihrem Miteinander die Möglichkeit ein, einander in Frieden fremd zu sein.

In der Ordnung von Lebewesen und Gegenständen lässt sich etwas über die Beziehungen der Einzelnen zueinander ablesen. Die Ungleichheit und Differenzierung der Gesellschaft findet sich wieder im Raum.<sup>20</sup> Das war noch nie anders. Von Beginn an waren die Abgrenzung nach außen und die Unterscheidung verschiedener Gruppen und Funktionen im Inneren die grundlegenden Merkmale der Stadt. Hierzu lohnt sich die Betrachtung eines rund 3.000 Jahre alten assyrischen Basreliefs, das Szenen aus dem städtischen Leben darstellt.<sup>21</sup> Es zeigt einen Kreisbogen, dessen Inneres von einem gleichschenkligen Kreuz durchteilt wird. Dieser Kreis markiert die Stadtmauer, die Grenze, welche die Stadt vom Land trennt und damit das Drinnen vom Draußen scheidet. Die gekreuzten Linien stellen Wege dar, die vom Rande in das Innere der Stadt führen. In der Mitte des Kreises, wo sich die Weglinien schneiden, wäre der Marktplatz zu vermuten – der Ort der Begegnung und des Tausches. Die Linien sind aber nicht nur die Korridore der Bewegung, sondern unterteilen die Fläche in verschiedene Bereiche. In diesen finden sich Situationen aus dem Alltagsleben der damaligen Zeit dargestellt, in denen Menschen mit verschiedenen Werkzeugen Tätigkeiten ausüben – das Prinzip der Arbeitsteilung in funktional differenzierten Stadträumen. Auf der Grundlage der Ur-Symbole „Punkt/Zentrum“, „Kreis“ und „Kreuz“<sup>22</sup> versammelt dieses Jahrtausende alte Kunstwerk auf beeindruckende Weise bereits alle wesentlichen Eigenschaften des Städtischen: Grenzen, Mobilität, Konzentration, Produktion, Tausch, Differenz.

In der ungleichen Aufteilung des Raumes, so kann man zu Recht sagen, liegt der Ursprung des Städtischen gegründet. Auf die moderne Großstadt übertragen könnte die Tatsache, dass sich unter der Maßgabe verschiedener Lebenslagen unterschiedliche Quartiere ausbilden, mit Fug und Recht für eine elementare und

20 Vgl. Löw, M. (2001): 271f.

21 Vgl. Benevolo, L. (1983): 29. „Gypsum wall panel relief: carved showing a scene in the Assyrian camp“ heißt es dazu auf der Webseite des British Museum.

22 Vgl. de Champeaux, G. & Sterckx, D.S. (1990): 25ff.

sinnvolle Einrichtung städtischer Entwicklung gehalten werden.<sup>23</sup> Könnte auf diese Weise doch schließlich ein jeder nach seiner Fassung selig werden.<sup>24</sup>

Eine räumliche Entsprechung der Abgrenzung seiner Individualität findet der Mensch in seiner Wohnung. Sie bietet Schutz und grenzt die Privatsphäre vom öffentlichen Raum ab. Wohnraum setzt den Rahmen für eine Vielzahl existenzieller Aktivitäten: Schlaf, Ernährung, Hygiene, Arbeit, Bildung, Entspannung, Intimität. Doch kann man diese Aktivitäten auch ohne festen Wohnsitz ausüben? Kann man ohne Wohnung wohnen? Wer eine Wohnung bezieht, stellt damit einen Bezug zum „Ich“ her. Wie wir wohnen, erzählt viel über unsere Verfassung und wie wir uns selbst verfassen, wie wir leben und wer wir sind oder sein wollen. Das Wohnen ist eine Tätigkeit, die das innere Sein im äußeren ausdrückt. In seiner Wohnung ist man bestenfalls bei sich selbst zu Hause. Die Inanspruchnahme von Raum ist eine Tätigkeit, die am deutlichsten zutage tritt durch das Wohnen. Es zeigt sich darin das Verhältnis des Einzelnen zur Gesellschaft. Architektur und Städtebau dienen dazu, die Existenzen der Menschen räumlich zu ordnen: Wohnen, Arbeit, Bildung, Mobilität, Versorgung und Entsorgung, Erholung und das Leben in Gemeinschaften – in all seinen Zusammenhängen wirkt der Menschen Handeln auf die Welt und nimmt darin Raum ein.<sup>25</sup> Wenn die Stadt das räumliche Spiegelbild der Gesellschaft ist, spiegelt die Wohnung dann das Selbst? Welche Rolle käme dann der Nachbarschaft zu? Das Nachbarschaftliche entspricht in diesem Sinne einem „Dazwischen“. Es bildet eine Ebene des Aufeinandertreffens zwischen dem Privaten, als Rückzugsort in intime Gemeinschaft, und dem Öffentlichen, als Sphäre gesellschaftlicher Begegnung unter einander Fremden.

Nachbarschaft bezeichnet ein menschliches Miteinander, dessen Grundlage das Wohnen von Personen in räumlicher Nähe ist. Doch mitnichten geht mit der Gemeinsamkeit des Wohnortes

23 Vgl. Häußermann, H. & Siebel, W. (2004): 139ff.

24 Eine Reminiszenz an Friedrich den Großen und seinen Ausspruch, der zum geflügelten Worte wurde: „ein jeder nach Seiner Fassung Selich werden“. Dokumentiert in: Lehmann, M. (1893): 4.

25 Vgl. *Die sieben Grunddaseinsfunktionen der Münchner Schule der Sozialgeographie*. Vgl. Heineberg, H. (2004): 27.

zwangsläufig auch die Entstehung eines Gemeinschaftssinnes einher. Zumeist zeigt sich, dass es dazu auch einer gewissen sozialen Nähe bedarf. Ist beides gegeben, so kann eine nachbarschaftliche Gemeinschaft entstehen, muss aber nicht. Das Nicht-Müssen ist dabei wesentlich. Denn beim Eingehen nachbarschaftlicher Beziehungen steht nicht weniger auf dem Spiel, als einen der wichtigsten Vorzüge des Stadtlebens zu verlieren: Die Freiheit selbst zu entscheiden, wie viel Privates man gegenüber anderen preisgeben möchte. Das Eingehen nachbarschaftlicher Beziehungen will deswegen wohl überlegt sein, im Zweifel gilt es lieber besonnen Distanz zu wahren.<sup>26</sup> Gute Grenzen machen gute Nachbarschaft.<sup>27</sup> Pflügt so mancher Großstadtmensch womöglich wenig oder keinen Kontakt zu seinen Nachbarinnen und Nachbarn, so ist daraus keineswegs zu schlussfolgern, dass dieser ungesellig oder einsam sei.

Wer in welchem Maße ein Interesse hat an nachbarschaftlichen Beziehungen oder gar auf sie angewiesen ist, das hängt von den Lebensumständen und -ansichten des Individuums ab.<sup>28</sup> Die Vermutung liegt nahe, dass „vielfältige Nachbarschaften“ bei eingehender Betrachtung weniger dem Ideal sozialer Durchmischung, als vielmehr einer Überlagerung verschiedener nachbarschaftlicher Beziehungsnetze entsprechen.<sup>29</sup> Die zwischenmenschliche Ungebundenheit und die damit einhergehende Möglichkeit der Bürgerinnen und Bürger in „Wahlnachbarschaften“ zu leben sind ein grundlegendes Merkmal der modernen Großstadt.<sup>30</sup>

Nicht jeder Lebensentwurf funktioniert an jedem Ort. Beschreibt der viel umstrittene Begriff der sozialen Segregation nicht letztlich den räumlichen Ausdruck gesellschaftlicher Vielfalt? Raum für sich zu beanspruchen konfrontiert mit den Vorstellungen

- 26 Vgl. Siebel, W. (2009): 9.
- 27 „Good fences make good neighbours“ lautet ein englisches Sprichwort.
- 28 Vgl. Siebel, W. (2009): 12.
- 29 Vgl. Bührig, S. (2017): 75.
- 30 „Früher war Nachbarschaft Schicksal, heute ist sie wählbar, früher war Nachbarschaft eine räumliche Tatsache, die sich sozial organisiert, heute ist sie eine soziale Tatsache, die sich räumlich organisiert.“ Siebel, W. (2009): 12.

der Anderen über die Verteilung der Dinge. Nicht alle haben die Wahl: Wer in welchem Maße Raum nach eigenem Willen gestalten kann, ist abhängig von der jeweiligen gesellschaftlichen Stellung. „Die Reichen wohnen wo sie wollen, die Armen wo sie müssen.“<sup>31</sup> Nicht hinnehmbar ist dies, wenn ein Quartier der Benachteiligten zu einem benachteiligenden Quartier wird, das sich negativ auf die Lebenschancen seiner Bewohnerschaft auswirkt.<sup>32</sup> Es geht am Ende darum, wem der Zutritt zu vorteilhaften Lebensbedingungen verschafft oder verwehrt wird.<sup>33</sup> Mit Wohnraum wird heutzutage wie mit einer Ware Handel getrieben.<sup>34</sup> Doch wenn das Wohnen dem Sein des Menschen in der Welt entspricht,<sup>35</sup> dann wird auf dem Wohnungsmarkt folglich mit Existenzen Handel getrieben. Menschen können nicht nicht wohnen.<sup>36</sup>

In einer Zeit, von der es heißt, der gesellschaftliche Zusammenhalt würde schwächer, ist es umso entscheidender, genau hinzuschauen, an welchen Stellen das Zwischenmenschliche in unheilvolle Unordnung gerät. Wenn dieser Tage unsere Gesellschaft und die Gemeinschaft Europas einmal wieder in Stücke zu brechen drohen – und die Stadt doch das Ergebnis gesellschaftlicher Zusammenhänge ist – dann ergibt sich daraus die Frage, auf welche Weise sich dies in der Stadt auswirkt? Wo verlaufen die Bruchlinien? Traut man sich, in die Tiefe der umkämpften Gräben zu schauen, erkennt man dort vielleicht, was die Widersacher im Verborgenen doch noch verbindet. Entfernen sich Teile einer Gesellschaft erst so weit voneinander, dass sie keinerlei Berührungspunkte mehr miteinander haben, geraten ihre Orte des friedlichen Fremdseins in Gefahr. Es droht dann die Vergiftung durch

- 31 Hartmut Häußermann zitiert in einem Artikel des Tagesspiegels: Schönball R. (2007).
- 32 Vgl. Häußermann, H.; Kronauer, M. & Siebel, W. (2004): 13.
- 33 Teilhabe aller an den Chancen der Gesellschaft: Einkommen, Ansehen, Beruf, Wohnqualität. Vgl. Häußermann, H. & Siebel, W. (2004): 153 ff.
- 34 Vgl. Dell, C. (2013).
- 35 In Anlehnung an Martin Heideggers „Mensch sein heißt: als Sterblicher auf der Erde sein, heißt: wohnen.“ Heidegger, M. (2000) [1954]: 149.
- 36 Vgl. Bührig, S. & Kniess, B. (2016): 12.

das Vorurteil, einer Vor-Verurteilung des Fremden, die nicht nach Gewissheit verlangt. Es ist ein Gift, das in die Leere zwischen den Menschen sickert und Zwietracht unter ihnen sät.<sup>37</sup>

Schaut man mit an, wie Neugier und Toleranz in Ablehnung und Vorurteil umschlagen, so fällt es schwer, sich darüber nicht zu ärgern. Das Leben in der Großstadt eröffnet die Einsicht, dass man von anderen umgeben ist, die nicht so sind wie man selbst.<sup>38</sup> Womöglich werden dabei eben auch Haltungen zur Welt offenbar, die missfallen. Das Stadtleben bietet zum Ärgern viel Anlass. Ärger kann lähmen. Doch kann Ärger auch etwas Gutes bewirken – wenn er nachdenklich stimmt. Ärgernisse können Ausgangspunkte für die Arbeit an den eigenen Ansichten sein. Gelangt man darüber zu einem aufrichtigen Selbsteingeständnis der eigenen Ablehnung des unangenehmen Anderen, wird der Weg frei für Veränderung. Ärger dieser Art hält Individuen und die Gesellschaft in Bewegung.

Die Grenzen des Miteinanders zu untersuchen, ist das Anliegen dieser Arbeit. Dazu besonders geeignet sind Orte, an denen viele verschiedene Menschen miteinander sind. Dies führt zum Gegenstand der Forschung – den hohen Wohnhäusern in der Mitte Berlins.

37 Vgl. Olschanski, R. (2015): 16ff.

38 Vgl. Bauman, Z. (2017): 155.